

St. Lukas-Klinik

Alexanders Geschichte in der Eltern-Kind-Station

Stiftung Liebenau

Vater_ Alexander, wie gefiel es dir in der Eltern-Kind-Station? **Alexander_***Sehr schön!* **Vater_**Warum war es so schön? **Alexander_***Wegen denen da* (er zeigt auf Frau Kraft und Frau Pescheck) *und weil wir als Familie dort waren.* **Vater_**Weißt du noch, wie du sagtest „ihr werdet mich nie verstehen?" **Alexander_***Ja, Papa. Das war für dich ein ganz wichtiger Satz.* **Vater_**Genau, weil es bedeutet, dass du ein bisschen Vertrauen in uns hast. Denkst du, dass wir dich jetzt besser verstehen? **Alexander_***Ja, ein bisschen!* **Gespräch zwischen Alexander und seinem Vater**



Katharina Kraft, Chefärztin der Kinder- und Jugendpsychiatrie

„In der Eltern-Kind-Station nehmen wir Kinder mit wie auch ohne geistige Behinderungen auf. Zu uns können kognitiv normal begabte oder hochbegabte Kinder mit seelischen Behinderungen oder Verhaltensauffälligkeiten kommen. Ursprünglich war es eine Station für mehrfach behinderte, komplexer beeinträchtigte Kinder. Dabei hatten wir immer wieder mit Geschwisterkindern zu tun, die Depressionen oder andere psychische Erkrankungen hatten.

Ohne die Eltern können wir hier nur kurzfristig arbeiten; wir brauchen die Mitarbeit der ganzen Familie, um den Kindern langfristig zu helfen. Deshalb verfolgen wir den Ansatz einer Inklusion von der anderen Seite—wir begreifen die Familie als „System".

Alexander hat eine seelische Behinderung, einen sogenannten Asperger-Autismus und zusätzlich eine Angststörung. Aufgrund einer heftigen Impulskontrollproblematik wurde Alexander von der Schule ausgeschlossen. Wenn er in Not geriet, also Angst hatte, reagierte er manchmal sehr aggressiv. Er konnte und wollte nicht mehr zur Schule gehen. Mit dieser Problematik haben Herr und Frau Böhm ihren Sohn bei uns vorgestellt. Normalerweise wäre Alexander in eine Regelpsychiatrie aufgenommen worden, wo es keine Elternbegleitung gibt. Alexander wäre allein gewesen. Das wollten die Eltern nicht. Sie wollten lernen, wie sie ihren Sohn unterstützen können. Sie wollten verstehen, was in ihm vor sich geht.

Bei Alexander und seiner Familie hat sich während ihres Aufenthalts hier sehr viel verändert. Sie kamen verzweifelt und mit großen Sorgen in die Eltern-Kind-Station. Am Anfang war die Situation entsprechend angespannt: Fremde Umgebungen sind für Alexander eine große Herausforderung. Und auch für die Eltern war es nicht einfach, in einer Art Wohngemeinschaft mit anderen Familien einen guten Alltag zu erleben und sich aufeinander einzulassen. Wir haben ihnen viel Zeit gelassen, um anzukommen und Vertrauen zu fassen. Als dies gelungen war, konnten wir eine ganz erstaunliche und sehr schnelle Entwicklung beobachten—sowohl bei Alexander als auch bei seinen Eltern. Alexander hat zum Beispiel gelernt, frühzeitig zu spüren, wenn Aggressionen in ihm aufkommen und seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen anstatt zu „explodieren". Er kann es immer besser mitteilen, wenn ihn zu helles Licht oder zu laute Geräusche stören oder überfordern. Wenn man ihm gut zuhört, kann man die Situation anders gestalten. Für die kurze Zeit, die die Familie bei uns war, ist das ein erstaunlicher Prozess. Und mich freut, dass er so gut gelungen ist.

Ich halte die Eltern-Kind-Station für sehr bedeutend. Viele unserer Patientinnen und Patienten fühlen sich allein gelassen und haben echte Schwierigkeiten, Unterstützung zu finden.
Es macht mir große Freude, wenn sie zu uns kommen, sich auf unsere Arbeit einlassen und Vertrauen fassen. Dann können wir gemeinsam etwas entwickeln, das die Familie langfristig trägt. Wir möchten, dass unsere Psychiatrie nicht Türen schließt sondern Augen öffnet."







Herr und Frau Böhm, die Eltern von Alexander, mit ihrem Sohn

„Am Anfang waren wir sehr skeptisch. Unsere Familie hat schon viel durchgemacht, viel versucht und es fühlte sich oft an, als liefen wir gegen eine Wand. Alexander wurde älter, hatte Wutausbrüche, Angst- und Essstörungen. Er wollte nicht in die Schule, machte keine Fortschritte. Wir sind stecken geblieben. Unser Alltag fühlte sich wie ein Kampf an. Das war alles sehr frustrierend. Doch wir entschieden, solange es noch etwas gibt, das wir für unseren Sohn tun können, suchen wir weiter.

Dann erfuhren wir von der St. Lukas-Klinik und dachten: „Probieren wir das halt auch noch." Unseren vierwöchigen Aufenhalt in der Eltern-Kind-Station traten wir mit der Einstellung an: „Das ist unser Sohn, bitte macht etwas mit ihm! Macht eine Therapie! Helft ihm! Helft uns!" Wir hatten auf fertige Lösungen und Antworten gehofft. Doch diese gab es nicht. Die Anfangsphase war deshalb sehr schwierig. In der zweiten Woche hat es bei uns „Klick" gemacht. Es kam der Moment, in dem uns klar wurde, dass wir den Anfang machen müssen. Diese Station heißt Eltern-Kind-Station. Das trifft den Nagel auf den Kopf! Wir als Eltern müssen lernen und begreifen. Erst dann können wir unserem Kind helfen.

Der erste Schritt war, Alexanders' Störung richtig zu verstehen. In unserer Vergangenheit wurden wir immer wieder mit der Behauptung konfrontiert, sein Verhalten resultiere von unserer Erziehung. Dass seine autistische Störung viel komplexer ist, lernten wir erst hier. Die Eltern-Kind-Station hat nämlich eine Autismuschule für Eltern.

Verhaltensauffälligkeiten, die wir nicht einordnen konnten, wurden nach und nach unter die Lupe genommen. Das abendliche Zubettgehen war zum Beispiel immer schwierig. Gemeinsam mit dem Team fanden wir heraus, dass die elektrische Zahnbürste auf Alexanders Hand leuchtet und das Zähenputzen damit zu einer grausamen Sache wurde. Heute trägt er Stoffhandschuhe und das Zähneputzen ist kein Thema mehr.

So gibt es viele Dinge, mit denen er nicht umgehen kann. Er nimmt Sachen anders wahr als wir. Deshalb sind wir sehr froh, dass in dieser Station, die Eltern mit ihren Kindern zusammen sein können.

Wir haben sie nie als psychiatrische Einrichtung empfunden. Die MitarbeiterInnen tun hier wirklich alles, um uns und unserem Kind zu helfen. Wir begriffen aber vor allem, dass wir als Eltern die Haupttherapeuten sind und es unsere Aufgabe ist, unser Kind im Alltag zu begleiten. Alexander hat sich in der St. Lukas-Klinik sehr geöffnet. Er kann über seine Gefühle sprechen. Er kann sagen, was ihn stört.

Der größte Schritt und für uns der schönste Moment war, als er zu uns sagte „Ihr werdet mich nie verstehen". Natürlich war es schmerzhaft, das zu hören. Doch, dass er seine Gefühle in Worte fassen, sich ein wenig öffnen und Vertrauen fassen konnte, war ein großer Schritt für ihn.

Wir sind sehr dankbar für die MitarbeiterInnen in der Eltern-Kind-Station. Hier wird mit dem Herzen und großer Kompetenz gearbeitet und die Kinder stehen an erster Stelle. Das merkt man sofort."

Foto oben links
Alexander ist ein aufgeweckter Junge von 11 Jahren. Von seinen Eltern wird er eifrig unterstützt.

Foto oben rechts
Die Stunden in der Kunsttherapie haben Alexander gut gefallen. Durch das Zeichnen konnte er sich öffnen.

„Wir haben hier gelernt, dass wir keine großen Pläne mit Alexander machen können. Die Frage, was mit der Schule wird oder welchen Beruf er mal erlernen soll, ist nicht wichtig. Was zählt, ist heute und morgen. Er hat mit seinen Störungen zu kämpfen, das wird ihn jeden Tag seines Lebens begleiten. Das Wichtigste ist für uns deshalb, dass er Freude hat.“

Frau Böhm, Mutter von Alexander







Bettina Pescheck, Psychologin in der Eltern-Kind-Station

„Wenn Eltern mit ihren Kindern in die Eltern-Kind-Station kommen, geht es meist um zwei Dinge: um eine Diagnose und um die Frage, wie sie am besten mit jener umgehen. Familie Böhm hatte das große Anliegen, ihren Sohn besser zu verstehen. Sie haben sich ganz bewusst für diesen gemeinsamen Aufenthalt entschieden.

Für uns Mitarbeitende beginnt jeder Tag mit einem kurzen Jour Fixe. Die verschiedenen Berufsgruppen—PsychologInnen, HeilerziehungspflegerInnen, ÄrztInnen und KrankenpflegerInnen—arbeiten eng verzahnt und besprechen, welche Probleme oder Auffälligkeiten es gibt und was für den Tag ansteht. Jeder bringt das Wissen aus seinem Fachbereich ein; das macht den Blick auf die Familien breit. Im Anschluss gibt es Einzeltherapien wie Kunsttherapie oder Logopädie, es gibt Schulbesuche, Elterngespräche, Kommunikationsberatung, Autismusschule. Dabei bleibt im Fokus, was jedes Familienmitglied braucht. Unser multidisziplinäres Team ist den Tag über ansprechbar und beobachtet das Verhalten, die Interaktionen, gibt Hilfestellung und ist für die Betreuung der Kinder zuständig, wenn die Eltern im Gespräch sind. Auch hier läuft ganz vieles verzahnt—Beobachtungen werden von den unterschiedlichen Berufsgruppen aus ihren Sichtweisen dokumentiert. Einmal in der Woche sitzt das Team dann zusammen und befasst sich ausführlich mit jeder Familie. Weitere Schritte werden eingeleitet, die können auch medizinischer Art sein.

Aus Beobachtungen an Alexander, aber auch aus familiären Regeln, Mustern oder Werten konnten wir viel ableiten: Wo weicht seine Entwicklung ab? Was sind seine Stärken? Welche Ressourcen hat die Familie? Eine Diagnose macht schließlich auch etwas mit den Eltern. Wir können helfen, Problemlösestrategien zu entwickeln. Wir können ein Verständnis für die Diagnose vermitteln. Wir können nach dem „guten Grund“ für ein Verhalten suchen, wie beispielsweise eine autistische Wahrnehmung oder die spezifische Informationsverarbeitung im Alltag. Und trotzdem bleiben Alexanders’ Eltern die Experten für ihr Kind.

Jedes Kind ist über seinen eigenen Zugang erreichbar. Beim einen ist es das Sandspiel, beim anderen die Kunsttherapie, beim dritten die Berührung. Die Sprache des Kindes zu finden ist ganz wichtig. Wenn man es schafft, den jeweiligen Zugang zu finden, können die Kinder uns Einblicke gewähren und uns zeigen, was mit ihnen los ist.

Bei Alexander haben wir die Sprache, mit der er sich ausdrückt, in der Kunsttherapie gefunden. Am Anfang malte er nur schwarze oder blaue, sehr wilde Drachen. Später wurden sie dann bunt. Es war ganz wunderbar, als Alexander schließlich anfing, über das zu sprechen, was für ihn schwierig ist. Man ist einen großen Schritt vorangekommen, wenn ein Kind gelernt hat zu sagen „mir ist es zu laut“ oder „mir ist das zu viel“. Damit kann man Bedingungen besser beschreiben und verändern.

Alexander merkte im Laufe seines Aufenthaltes immer mehr, dass er verstanden wird. Seine Eltern konnten ihrem Sohn ein Gefühl von Sicherheit geben und sagen: „Es ist Ordnung, wie Du bist“. Damit öffneten sie Türen. Sie vertrauen darauf, einen Weg zu finden, miteinander zu kommunizieren. Darin steckt sehr viel Liebe.“

© Juni 2019
St. Lukas-Klinik
Liebenau Kliniken gemeinnützige GmbH und
Liebenau Therapeutische Einrichtungen gemeinnützige GmbH
Siggenweilerstraße 11 · 88074 Meckenbeuren
www.stiftung-liebenau.de/gesundheit